

Die Augen Wischnu's.

Roman von **Hanns v. Spielberg.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Mich ging die Sache ja auch nichts an," schloß Marcel seinen Bericht, „mein Ausreißer war gefunden, und so ging ich mit meinen Leuten. Erst heute bei Deiner Erzählung kam mir der Gedanke, daß mein gestriges Erlebniß vielleicht von Wichtigkeit sei."

Leon sah sinnend vor sich hin. „Deine Entdeckung gibt der ganzen Angelegenheit allerdings eine völlig andere Wendung. Ein Zweifel ist ja kaum möglich," sagte er endlich. „Ich werde Chatanaya Matreyi natürlich sofort benachrichtigen, oder noch besser, ihn zu uns bitten lassen. Wie hieß jenes Gasthaus und wo lag es?"

„Es führt den Namen des ‚rothen Kaninchens'. Den Namen der Gasse kann ich Dir im Augenblick freilich nicht nennen, getraue mich aber, sie wiederzufinden. Im Nothfall kann uns auch jeder der dort stationirten Sicherheitskommissäre Auskunft geben."

Fest der Hirten im Elsaß. (S. 235)

„Ich will sofort zu dem Priester senden." Der Graf schellte, aber anstatt des weißen Hauptes des alten Kammerdieners streckte plötzlich Louison ihren zierlichen Kopf durch die Thürspalte.

„Störe ich euch? Ich möchte Dich gern einen Augenblick allein sprechen, Leon," sagte sie. Ihre zarten Wangen waren geröthet, und in ihren Augen schimmerte es feucht.

„Es ist ja nur Marcel hier, Schwesterchen, und vor ihm wirst Du doch kein Geheimniß haben." Leon lachte. „Komm nur herein. Aber wie schaust Du denn aus, Liebling; ich glaube

gar, Du hast geweint, und doch lächelst Du so verklärt, als sei Dir ein seltenes Glück begegnet."

„Ist es nicht auch ein seltenes Glück, wenn man gute Menschen und edle Herzen kennen lernt? O Leon, was ich in der letzten halben Stunde erlebt habe! Fast möchte ich Dich rathen lassen, denn Dich geht es doch zumeist an."

„Liebe Louison, bitte erzähle. Weder Marcel noch ich sind groß im Räthsellösen."

„Also denkt euch, vor einer halben Stunde wird mir ein junges Mädchen gemeldet, die mich dringend zu sprechen begehrt. Ich lasse um ihren Namen bitten, sie erklärt, sich nicht nennen zu wollen, sie kenne mich jedoch von La Brêche her. Ich befehle meiner Zofe, sie einzulassen, und wer tritt ein? Ihr würdet nie darauf kommen: Madeleine Ducord war es."

Die Komtesse waidete sich einen Augenblick an den erstaunten Gesichtern der beiden Herren, dann fuhr sie lebhaft fort: „Ja, ja, so unglaublich es klingt, die Tochter des Herrn Ducord war es leibhaftig, die mich aufzusuchen kam, und ich kann euch Beiden versichern, sie sah so reizend aus mit ihren leichtgerötheten Wangen und dem schüchternen Augenaufschlag, daß es mir von vornherein unmöglich gewesen wäre, den Groll gegen den Vater auf die Tochter zu übertragen.

„Gnädigste Komtesse," begann sie leise und trotz aller Schüchternheit doch nicht ohne ein gewisses Selbstgefühl. „Gnädigste Komtesse, ich muß sehr um Verzeihung bitten, daß ich, gerade ich zu Ihnen zu kommen wage. Mein Vater weiß nichts von meiner Absicht, Sie aufzusuchen, ich komme lediglich aus eigenem Antrieb; ich habe Ihnen eine große, persönliche Bitte vorzutragen. Würden Sie mir einige Minuten Gehör schenken?"

Ich bat sie Platz zu nehmen. „Durch einen Zufall, Komtesse, wurde ich ungesehen Zeuge eines Gespräches zwischen meinem Vater und Ihrem Herrn Bruder. Ich erfuhr zu meinem tiefen Bedauern aus diesem Gespräch, daß der Herr Graf sich in augenblicklichen finanziellen Verlegenheiten befindet. Mein Vater" — sie erröthete noch tiefer und konnte nur zögernd fortfahren — „war leider, wie er mir später selbst bestätigte, außer Stande, den Wünschen Ihres Herrn Bruders nachzukommen. Gnädigste Komtesse, ich verstehe ja nun von all' diesen Geschäften gar nichts und habe wohl überhaupt keine Ahnung von dem Werth des Geldes, aber mich schmerzte es tief, daß Ihnen, die Sie stets so liebenswürdig und gütig zu mir waren, Unannehmlichkeiten bevorstehen könnten." Dann holte die Kleine tief Athem, als käme nun die Hauptsache, und sah mich dabei so naiv und so kindlich gut an, daß mir ganz warm um's Herz wurde. „Komtesse Louison," nahm sie endlich wieder das Wort, mich wie im Kloster anredend, „Komtesse Louison, Sie werden es mir nicht übel nehmen, wenn ich nun mit meiner großen Bitte zum Vorschein komme. Ich besitze von meiner verstorbenen Mutter her ziemlich viele und, wie man mir gesagt hat, auch recht kostbare Schmucksachen, die ganz allein mein Eigenthum sind, ich habe mir das Letztere noch heute von meinem Vater ausdrücklich bestätigen lassen. Ich werde niemals so werthvollen Schmuck tragen, eine Rose im Haar oder ein paar Veilchen im Gürtel sind mir tausendmal lieber, als all' die kalten Steine und Perlen; würden Sie mir da nicht die Ehre erweisen, die Sachen als Darlehen, nur als Darlehen bis auf bessere Zeiten anzunehmen? Ich bringe sie Ihnen, Louison, Ihnen allein, und es ist ganz unnöthig, daß Ihr Herr Bruder davon etwas erfährt." Sie hatte die letzten Worte, sich selbst überstürzend, wie um nur möglichst rasch zu Ende zu kommen, hervorgestoßen, und dabei kramten die zitternden, zierlichen Fingerchen aus einem kleinen Korbe, den ich noch gar nicht bemerkt hatte, auch schon Armbänder und Perlenagraffen und ich weiß nicht was Alles noch auf meinem Tisch aus.

Ich war sprachlos. Derselbe Antrag aus anderem Munde hätte mich vielleicht tief verletzt, aber die wahre kindliche Herzensgüte, die aus Madeleine sprach, ihre rührende Bescheidenheit überwältigten mich gänzlich; ich konnte nicht anders, ich mußte ihr um den Hals fallen, und ich schäme mich der Thränen nicht, die in jenen Momenten meine Augen füllten.

Sie mochte mich mißverstehen. „O Louison, wie danke ich Ihnen, daß Sie mich nicht von sich weisen," sagte sie leise.

Es wurde mir ordentlich schwer, ihren Irrthum zu beseitigen, aber es mußte ja sein. „Nein, liebste Madeleine, Ihr Opfer kann ich nicht annehmen, mein Bruder würde mir das nie vergeben —"

„Der Herr Graf soll und darf ja gar nicht erfahren —" wollte sie entgegnen, ich schloß ihr aber den Mund mit einem herzlichen Kuß und sagte ihr noch einmal, daß wir ihre Güte unmöglich annehmen könnten, ihr aber darum nicht minder dankbar seien. Dann bat ich sie unter irgend einem Vorwand einen Augenblick zu verweilen, und eilte hierher, Dir, lieber Leon, die sonderbare Mittheilung zu machen. Willst Du dem lieben Kinde nicht selbst danken?"

Chadreux und Marcel hatten schweigend zugehört. Der Graf war abwechselnd roth und blaß geworden, die Erzählung der Schwester hatte ihn tief ergriffen.

„Ob ich ihr danken will?" rief er jetzt. „O, wie mir die kindliche Güte dieses Mädchens, deren ich mich kaum noch erinnerte, wohl gethan hat nach allen den Zurückweisungen, all' der schnöden Härte, die ich in den letzten Wochen erfuhr. Verzeih' einige Augenblicke, Marcel, wir können Dich nicht wohl mit hinübernehmen, Du aber, Louison, komm — komm, ich kann es kaum erwarten, ihr zu sagen, daß ich nie vergessen werde, was sie für mich thun wollte."

Die Komtesse schritt dem Bruder schnell voran. Als sie die Portière zu ihrem Zimmer zurückschlug, sagte sie leise und innig: „Madeleine! Mein Bruder kommt!"

„Komtesse Louison, warum haben Sie mir das angethan!" gab das junge Mädchen erschrocken zurück. Purpurröthe übergoß plötzlich ihre Wangen, und als schäme sie sich ihrer Absicht, trat sie schnell vor den Tisch, wie um die glitzernden Juwelen zu verdecken. Ihre ganze Gestalt bebte leise, sie suchte mit der Rechten nach einer Stütze und wehrte nicht ab, als Louison ihre Hand ergriff und herzlich drückte.

Leon Chadreux aber stand unter der Portière wie angebannt. Ja, war denn das Alles ein Traum, ein Spiegelbild seiner Phantasie? Täuschten ihn seine Augen? Das holde Mädchenbild dort drüben, Zug um Zug, Linie um Linie glich es jener fernen, herrlichen Frauenblüthe des Ostens, die er nur kennen gelernt hatte, um sie wieder zu verlieren. Da waren die sanft geschwungenen, edlen Linien des Profils, die feingezeichnete Nase, die schwellenden, halbgeöffneten Lippen, das dunkle, üppige Haar, die biegsame Gestalt; da war vor Allem jenes träumerische Augenpaar mit seinem mandelförmigen Schnitt, den langen, seidenen Wimpern und dem eigenartigen, ruhigen Glanz! — „Dolarie!" hätte er rufen mögen, und lebensvoll stieg plötzlich in ihm die Erinnerung an jene Augenblicke empor, da er im Zelt zuerst der Braut Saëb's, seines Freundes, gegenüberstand und nur mit schmerzlicher Gewalt das eigene pochende Herz bezwingen konnte. War denn ein derartiges Spiel der Natur möglich? Selbst die Verschiedenheit der Kleidung beeinflußte die staunenswerthe Aehnlichkeit nicht, die schüchterne, ungesuchte Anmuth der ganzen Erscheinung, der unendlich liebenswürdige Ausdruck des Gesichtchens war völlig der gleiche.

Der weltgewandte Mann hatte wirklich seine ganze Geistesgegenwart verloren, das Herz war ihm so übervoll, daß er mühsam nach Fassung ringen mußte.

„Mein Fräulein, zürnen Sie Louison nicht, daß sie mir Alles gesagt hat," trat er endlich zu Madeleine heran und zog ihre Hand an die Lippen. „Hätte die Schwester denn den Bruder des Glücks berauben sollen, Ihnen zu danken?" Wie armselig ihm doch die eigenen Worte vorkamen. „Glauben Sie nicht, daß wir Ihre Güte nicht voll würdigen, weil wir sie nicht annehmen dürfen," fuhr er tiefbewegt fort. „Seien Sie vielmehr versichert, daß wir uns auch ohne das ewig tief in Ihrer Schuld fühlen werden. Gott gebe, daß ich noch einmal in meinem Leben in die glückliche Lage kommen möge, Ihnen meine innige Dankbarkeit anders und besser als mit Worten beweisen zu können!" Madeleine zuckte zusammen, eine Thräne war aus seinem Auge auf ihre Hand gefallen. Leon setzte leise hinzu: „Meine Schwester und ich dürfen vielleicht weniger als alle anderen Menschen auf die Möglichkeit hoffen, daß dieser Fall je eintritt; bedürfen Sie, mein Fräulein, aber jemals einer Freundin, eines wahren, aufopferungsfreudigen Freundes, dann, Fräulein Madeleine, dann denken Sie zuerst an Louison und an Leon Chadreux!"

Noch einmal beugte er sich über ihre Hand, dann ließ er sie wie zögernd aus der seinen gleiten und trat langsam zurück.

Madeleine sank schluchzend in Louison's Arme, aber unter Thränen flüsterte sie ihr zu: „Ich bin sehr, sehr glücklich; er zürnt mir nicht, er hat verstanden, wie ich es gemeint habe."

13.

Aus trüber Jugendzeit.

„Was Du nicht lieben kannst, mußt Du darum nicht hassen.
Erklären wird es sich, entschuldigen sich lassen."
Rückert, Weisheit des Brahmanen.

Herr Ducord und der ehemalige Lieutenant Beauviller saßen in dem kleinen Privatcomptoir in der Rue Lachapelle einander gegenüber. Die beiden Männer waren in der vortrefflichsten Laune. Der Bankier hatte soeben dem ehemaligen Offizier, dessen Aeußeres in der letzten Zeit bedeutend eleganter geworden war, ein neues Darlehen ausgezahlt und dafür noch eines der „kleinen, allerliebsten Sapphirchen", wie er sich auszudrücken beliebte, in Verwahrung genommen. Außerdem aber wußte er zu berichten, daß Mynheer Johstreeter aus Amsterdam schon in den nächsten Tagen in Paris eintreffen sollte, um die Diamanten zu besichtigen; wahrscheinlich würden er und der holländische Händler dann die Steine gemeinschaftlich kaufen, „natürlich gegen baare Kasse", verfehlte er nicht vorsichtiger Weise hinzuzusetzen, „und das wird Ihnen und dem Herrn Marquis sicher am willkommensten sein."

„Unser armer Marquis," hatte Beauviller darauf gedehnt und mit einem lauernden Seitenblick erwiedert. „Es geht ihm recht schlecht, dem armen Robilant. Ich fürchte, er wird nicht mehr viel Freude an dem Reichthum haben."

„Ja, ja, die Anfälle müssen entsetzlich sein." Ducord schauerte zusammen. „Ich kann Tag und Nacht die Erinnerung an den Anblick des unglücklichen Kranken nicht los werden, im

Träumen und im Wachen verfolgt mich der Gedanke an die fürchterlichen Krämpfe."

„Leider kehren dieselben jetzt in immer kürzeren Zwischenräumen wieder und treten mit sich unaufhörlich steigernder Heftigkeit auf. Es ist nicht anders möglich, der Dolch des Indiers muß mit irgend einem Gift getränkt gewesen sein. Ich fürchte, das Ende ist nahe."

Beauviller kaute nachdenklich an seinem grauen Schnurrbart und zählte die Knöpfe seines Rockes. „Mein bester Herr Ducord, Sie sind ja selbst an dem Leben unseres theuren gemeinsamen Freundes interessirt, da Sie noch Wechsel von ihm in Händen haben. Denken Sie, wenn er plötzlich sterben sollte!"

Der Bankier wurde aufmerksam. „Das wäre in der That ein herber Verlust für mich. Ich hoffe jedoch, Sie sind als sein bester Freund auch sein einziger Erbe und als solcher ja sogar gesetzlich verpflichtet, für seine Schuld einzutreten."

„Gesetzlich? Sehr gut gesagt!" meinte Beauviller kurz auflachend. „Es war aber, offen gestanden, meine Absicht, mit Ihnen, verehrter Herr und Gönner, die Eventualität des schlimmsten Falles, des Todes Robilant's, zu besprechen; ich würde in der That nicht abgeneigt sein, die Schuld des Marquis auch ohne die Berufung auf das Gesetz anzuerkennen, sobald ich andererseits die Gewißheit hätte, daß Sie" — er zögerte einen Augenblick in der Wahl seiner Worte — „daß Sie unter allen Umständen auch mit mir allein, falls ich mich Ihnen als den alleinigen Besitzer der Steine vorstelle, das Geschäft anstandslos und ohne Weiterungen zum Abschluß brächten."

„Ich sehe keinen Grund, weshalb ich anders handeln sollte," entgegnete Ducord.

„Gesetzt also, ich bringe Ihnen die Diamanten —"

„Nach dem Tode des Marquis, der hoffentlich noch in recht weiter Ferne steht, treten eben Sie für ihn mit in den vereinbarten Vertrag ein."

Ducord war, wie immer, ein coulanter Geschäftsmann. Das erkannte Beauviller auch an, schüttelte seinem „lieben Freunde" die Rechte und empfahl sich. Die beiden neuen Genossen hatten sich vortrefflich verstanden.

Die Geschäfte Ducord's gingen überhaupt ganz zur Zufriedenheit des Bankiers, denn auch die Chadreux'sche Angelegenheit, die ihm fast noch mehr am Herzen zu liegen schien, als das Diamantengeschäft, stand unmittelbar vor ihrer Erledigung. In acht Tagen schon mußte der gesammte gräfliche Besitz dem Hammer des Auktionators verfallen sein, und Ducord trug sich allen Ernstes mit der Absicht, nach Abwickelung der beiden schwebenden großen Geschäfte sich als Privatier auf Schloß Chadreux zurückzuziehen. Damit hätte sich ja das Ideal seiner Träume verwirklicht.

Wie schade, daß die frohe Aussicht auf all' die Herrlichkeiten des Landlebens jetzt Madeleine gar nicht mehr zu entzücken schien. In dem verknöcherten Herzen des alten Geldmannes war trotz allledem eine Ader lebendig geblieben — er liebte seine Tochter wirklich und er empfand es sehr schmerzlich, daß die Kluft zwischen ihr und ihm sich täglich vertiefte. Es war ganz natürlich, daß er die Schuld nicht in sich selbst suchte, er maß sie aber auch durchaus nicht Madeleine zu, sondern lediglich ihrer Erziehung. Tag für Tag verwünschte er den Entschluß, sie in La Brèche haben ausbilden zu lassen, dort allein waren ihr seiner Ansicht nach all' diese „überspannten, sentimentalen" Ideen eingeimpft worden. Auch die plötzliche Vorliebe des jungen Mädchens für Schmucksachen, die ihn noch vor Kurzem so hoch erfreut hatte, war ebenso schnell verrauscht, wie sie gekommen war. Madeleine hatte ihm den Kasten mit all' den Kostbarkeiten zurückgebracht und ihn fast verächtlich auf den Tisch gesetzt.

„Ich habe es mir überlegt, Papa," sagte sie kurz, „die Sachen haben für mich doch keinen Werth."

Er war so erstaunt, daß er nur die letzten Worte hörte und ganz empfindlich erwiederte: „Keinen Werth? Du bist närrisch, Mädchen, das Perlenkollier kostete mich allein zehntausend Livres."

„Du verstehst mich nicht, die Sachen haben für mich keinen Werth. Ich werde überhaupt nie mehr Schmuck tragen." Damit hatte sie schnell das Zimmer verlassen, wie um einer weiteren Auseinandersetzung aus dem Wege zu gehen.

Der ganze heitere Frohsinn des jungen Mädchens, der seit ihrer Rückkehr aus La Brèche das alte, düstere Haus wie mit Sonnenstrahlen durchleuchtet und selbst in die staubige Schreibstube des armen Charles noch einen letzten Schein von Licht und Wärme geworfen hatte, schien entschwunden. Stundenlang saß Madeleine in ihrem Zimmer allein am Fenster und blickte träumend den Wolken nach und den Schwalben, die drüben in dem verschnörkelten Hausgiebel nisteten. Nur am späten Nachmittag, wenn der Vater ausgegangen war, verließ sie regelmäßig das Haus. Komtesse Louison hatte gebeten, sie recht oft zu besuchen, so lange das Hotel Chadreux noch im Besitz der Familie war; da galt es, die kurze Frist auszunutzen, denn Louison wollte, sobald sich Alles endgiltig entschieden hatte, zu ihren zukünftigen Schwiegereltern auf das Land gehen und dort bis zu ihrer Verheirathung bleiben.

Es waren glückliche Stunden, die Madeleine bei ihrer Freundin verlebte, die beiden Mädchen hatten sich innig aneinander angeschlossen. Marcel Baudry war fast stets in ihrer Gesellschaft, und Louison empfand mit inniger Freude, daß er ihre Zuneigung zu der Bankierstochter nicht nur billigte, sondern selbst aufrichtig theilte. Leon dagegen ließ sich selten sehen, fast schien es, als ob er mit Absicht einer häufigeren Begegnung mit Madeleine, vor Allem jedem Alleinsein mit ihr aus dem Wege ging, und das junge Mädchen selbst war herzlich dankbar dafür, denn sie vermochte ein gewisses beschämendes Gefühl ihm gegenüber nicht los zu werden. Traf der Graf dennoch zufällig einmal in den Zimmern seiner Schwester mit ihr zusammen, so war er auffallend schweigsam, er vermied, sie direkt anzusprechen, und begegnete ihr mit achtungsvoller Förmlichkeit.

Anfangs wunderte sich Louison wohl über die Eigenart seines Benehmens, als sie dann aber bemerkte, wie das Auge des Bruders trotz aller seiner Zurückhaltung doch unaufhörlich auf Madeleine ruhte, sobald er sich nur unbeobachtet glaubte, als sie sah, wie aufmerksam er jedem ihrer Worte lauschte, lächelte sie still. Jetzt wußte sie genug. Einen Augenblick kam selbst ihr wohl das Bedenken, ob eine Verbindung zwischen dem Grafen Leon Chadreux und dem einfachen Bürgerkind überhaupt möglich, ob es nicht ihre Pflicht sei — und zwar ihre Pflicht nicht nur gegen den Bruder, sondern mehr noch der Freundin gegenüber, der emporkeimenden Neigung Beider rechtzeitig entgegenzutreten. Ein Blick auf Leon und Madeleine sagte ihr jedoch, daß alle ihre Befürchtungen nichtig seien, er mußte als Ehrenmann selbst wissen, was er zu thun hatte, und Madeleine war trotz aller ihrer mädchenhaften Schüchternheit ein Charakter, dem es keineswegs an Selbstständigkeit fehlte. Die Beiden mußten ihren Weg selbst finden, mochte das Ziel auch durch Gestrüpp und Dornen versteckt, mochte der Pfad zum Glück schwierig und voll von Hindernissen sein — wahre und tiefe Liebe ist eine Wegweiserin, die nie fehlgeht.

Die Liebe? Verstand denn Madeleine überhaupt die schüchternen Regungen des eigenen Herzens? Ihr war der Gedanke, daß Graf Leon sie, seines hartherzigen Gegners Tochter, lieben könnte, noch niemals gekommen, sie dachte dazu auch viel zu anspruchslos von ihrer eigenen Persönlichkeit. Aber auch was sie für ihn empfand, nahm sie selbst nicht für Liebe, sich selbst täuschend nannte sie ihr unbewußtes Sehnen Dankbarkeit und innige Zuneigung; Leon war ihr noch immer ihr Ritter aus dem Klostergarten von La Brèche, und jetzt, wo sie sah, wie ernst und gefaßt er einer trüben Zukunft entgegensah, erschien er ihr noch viel bewundernswerther, als damals dem Kinde der elegante Offizier. Nur wenn sie daran dachte, wie bald Louison Paris verlassen würde, daß der Graf demnächst nach Pondichéry zurückkehren wolle, dann krampfte sich ihr Herz zusammen; ihre Freunde, kaum gewonnen, auch schon wieder zu verlieren, das schien ihr das härteste, das schmerzlichste Schicksal.

Herr Ducord hatte sich niemals um die Ausgänge seiner Tochter gekümmert, er würde es gerade jetzt, wo sein Kopf mehr denn je in Anspruch genommen war, sicher am wenigsten gethan haben, wenn nicht sein Kommis ihm eines Tages einen nicht mißzuverstehenden Wink gegeben hätte.

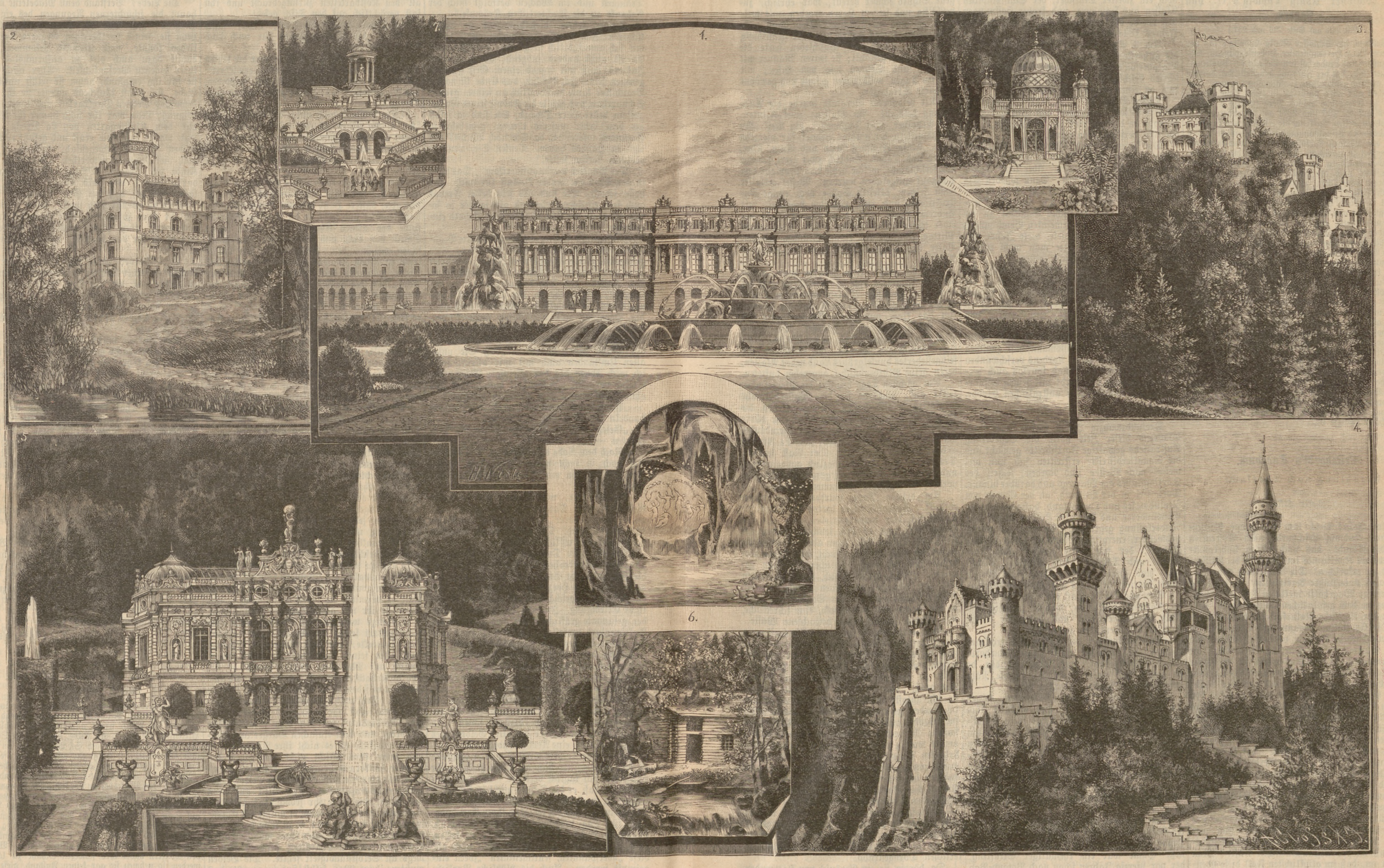
Der Bursche mußte schon seit einiger Zeit irgendwie Verdacht geschöpft haben. Bis über seine rothen Ohren in Madeleine verliebt, hatte er sich wohl einmal eine Aeußerung seiner verstohlenen Neigung erlaubt, und das junge Mädchen hatte ihn tüchtig ausgelacht. Er kam ihr in der That unsäglich komisch vor mit seinen kurzen Aermeln, seinen schiefgetretenen Absätzen, dem faden Gesicht und den noch faderen Redensarten. Charles war jedoch ein nicht zu verachtender Feind; er schlich Madeleine mehrere Nachmittage nach und bemerkte zuerst mit Erstaunen, dann mit wachsender Wuth, daß sie regelmäßig ihre Schritte nach der Rue Mormartin, nach dem Hotel Chadreux lenkte. Den Grafen Chadreux aber hatte er noch von dessen erstem und einzigem Besuch im Comptoir her in guter Erinnerung. So machte er sich denn kurzer Hand seinen Vers, und als Ducord eines Nachmittags heimkehrend ganz beiläufig fragte, ob seine Tochter nicht hinterlassen habe, wohin sie gegangen sei, zog er sein dümmstes Gesicht auf und entgegnete, ohne von den Kontobüchern aufzusehen, hämisch: „Mademoiselle wird wohl wieder nach dem Hotel Chadreux gegangen sein — wie alle Tage."

(Fortsetzung folgt.)

Das Fest der Hirten im Elsaß.

(Mit Bild auf Seite 233.)

Die zahlreichen Hirten, Melker und Käser in der durch ihre großen Milchereien berühmten Gegend von Münster im Elsaß feiern alljährlich ein fröhliches Hirtenfest, die sogenannte Kilbe, die meist am Sonntag nach Johanni oder am St. Laurenztage im August (Laurenzikilbe) begangen wird. Man feierte dies Fest früher auf der höchsten Spitze des Hohenecк, während es in neuerer Zeit auf verschiedenen anderen Anhöhen oder Melkerbergen vor sich geht, so namentlich auf dem sogenannten Kahlenwasen am Fuße der Wasserburg, auch Straubурg genannt. Das Bild auf Seite 233 veranschaulicht das frohe Treiben bei einem derartigen Hirtenfeste. Es wird tüchtig geschmaust und gezecht, allein das Hauptvergnügen bildet doch der Tanz auf dem grünen Rasen. Wenn den Melkern dabei ihre schweren Schuhe zu lästig werden, so nehmen sie gar keinen Anstand, dieselben von sich zu werfen und ihre Schätze oder Frauen barfuß weiter zu schwenken.



Die Schlösser König Ludwig's II. von Bayern. Originalzeichnung von H. Nisle. (S. 238)

1. Schloß Herrenchiemsee. 2. Schloß Berg. 3. Schloß Hohenschwangau. 4. Schloß Neuschwanstein. 5. Der Linderhof. 6. Venusgrotte (Linderhof). 7. Die Terrasse mit dem Monopteros (Linderhof). 8 Der Kiosk (Linderhof). 9. Die Hundingshütte.

Die Schlösser König Ludwig's II. von Bayern.

(Mit Bild auf Seite 236 und 237.)

Seitdem die Schlösser König Ludwig's II. von Bayern: Berg, Herrenchiemsee, Hohenschwangau, Neuschwanstein und Linderhof dem Besuche des Publikums geöffnet sind, hat der Zudrang der Reisenden dorthin einen wirklich großartigen Umfang angenommen. Von München aus wird natürlich in erster Linie das so leicht zu erreichende Schloß Berg (Skizze 2 unseres Bildes auf S. 236 und 237) am Starnberger See besucht, in dessen Park sich die erschütternde Tragödie am Abend des Pfingstsonntags 1886 abgespielt hat. — Von den übrigen Schlössern ist Herrenchiemsee am bequemsten zu erreichen. Man verläßt die Bahnlinie München-Salzburg bei Prien und fährt mit dem Dampfboot nach der Insel Herrenchiemsee hinüber, auf deren nach Osten gelegenem Drittheil sich das Schloß (Skizze 1), eine Kopie des Versailler Schlosses, erhebt. — Nach Schloß Hohenschwangau (Skizze 3) gelangt man von München aus entweder über Garmisch und Reutte, oder von Kempten und Augsburg aus über Füssen. Dies Schloß war bis zur Erbauung von Neuschwanstein der Lieblingssitz Ludwig's II., dessen Vater Maximilian es noch als Kronprinz getreu im mittelalterlichen Geiste hatte erbauen lassen. — Ganz in der Nähe liegt Neuschwanstein (Skizze 4), die Perle unter den Schlössern Ludwig's II., und von Riedel in zwölf Jahren erbaut. Es ist ein in frühromanischem Style ausgeführter fünfstöckiger Bau, im Innern durch und durch künstlerisch und großartig ausgestattet, ohne alle Ueberladung. — Vier bis fünf Stunden von Hohenschwangau liegt der Linderhof in dem stillen Graswangthale. Das nach dem Muster von Trianon erbaute Schlößchen selbst (Skizze 5) ist nur klein, aber ungemein prunkvoll ausgestattet. Anlagen führen nach dem maurischen Kiosk (Skizze 8) und der phantastischen Venusgrotte (Skizze 6) mit ihrem See. Dem Schloß gegenüber liegt die Terrasse mit dem Monopteros (Skizze 7). Zum Linderhof gehört endlich auch noch die im Walde versteckt liegende Hundingshütte (Skizze 9).

Leichhardt's Tagebuch.

Erzählung nach Thatsachen

von

Felix Lilla.

(Nachdruck verboten.)

Im Jahre 1841 kam der junge deutsche Gelehrte Ludwig Leichhardt nach Australien mit der Absicht, das noch völlig unbekannte Innere des Kontinents im Interesse der Wissenschaft zu erforschen. Die Regierung von Neusüdwales unterstützte bereitwillig seine Pläne, und einige Wagehälse meldeten sich zur Theilnahme an dem gefährlichen Unternehmen, darunter der englische Naturforscher Gilbert.

Die Expedition begann ihre Thätigkeit im Moretonbaidistrikt und verließ Jimbia, die letzte Station in der Darling-Niederung, im September 1844. Dann drang sie in bisher unbekannte Wildnisse. Nach schrecklichen Leiden und Entbehrungen wurde das Ziel der Reise, Port Essington an der Nordküste, erreicht. In einem Kampfe mit den Wilden war unterwegs der Naturforscher Gilbert erschlagen worden.

Für die Kenntniß der Geographie und Beschaffenheit Australiens war diese erfolggekrönte Reise von hoher Wichtigkeit. Die Regierung erkannte Leichhardt's große Verdienste an und bewilligte ihm eine Belohnung von tausend Pfund Sterling. Außerdem wurden von Privatpersonen fünfzehnhundert Pfund Sterling für ihn zusammengebracht, als es kund ward, daß der kühne Forscher eine neue, noch schwierigere Reise unternehmen wolle, und zwar nun quer durch den ganzen Kontinent nach dem Schwanenfluß an der westaustralischen Küste. Man nahm an, daß im glücklichsten Fall diese abenteuerliche Reise wenigstens zwei und ein halbes Jahr in Anspruch nehmen würde.

Unter den wenigen muthigen Gefährten, die sich ihm diesmal anschlossen, befand sich auch noch ein zweiter Deutscher, der Schiffskapitän Classen aus Hamburg, und froher Hoffnungen voll wurde die furchtbare Reise zu Anfang des Jahres 1848 angetreten.

Am 3. April 1848 erreichte die Expedition die äußerste Grenze der Squatterdistrikte. Von Macpherson's Station Cogoon im Fitzroythal schrieb Leichhardt unter dem angegebenen Datum an einen Freund in Sydney.

Dieser Brief war das letzte Lebenszeichen der Expedition. Leichhardt und seine Gefährten drangen in die unermeßliche australische Wüste ein und verschwanden darin.

Die Freunde und Gönner der Unternehmung harrten einige Jahre geduldig und hoffnungsvoll auf Nachrichten. Aber keine Kunde kam von den Verlorenen. Dann wurden Expeditionen ausgerüstet, um die Spuren der Verschollenen aufzusuchen und wenigstens Gewißheit über ihr tragisches Schicksal zu erlangen. Doch diese gutgemeinten Bemühungen blieben erfolglos. Als viele, viele Jahre vergangen waren, da mußte man wohl endlich auf jede Hoffnung Verzicht leisten.

Die Regierung von Neusüdwales ehrte sich selbst dadurch, daß sie großmüthig der in der Niederlausitz wohnenden Schwester des kühnen deutschen Forschungsreisenden, der sein Leben der Wissenschaft geopfert, ein Geschenk von fünfhundert Pfund Sterling zukommen ließ.

Geheimnißvoll, wie Kapitän John Franklin mit seiner wackeren Schiffsmannschaft zwischen den Eismassen des hohen Nordens verschwunden war, so geheimnißvoll und spurlos auch verschwand Ludwig Leichhardt mit seinen Gefährten in der unerforschten australischen Einöde.

* * *

Dreiundzwanzig Jahre waren vergangen. Während dieser Zeit hatte die Besiedelung Australiens gewaltige Fortschritte gemacht und die Squatterdistrikte erstreckten sich nun viel weiter nach Westen und Norden, jenseit des Darlingflusses am Warrego und darüber hinaus. Dort, tief in der Wildniß, an der Grenze von Neusüdwales und Queensland, hatte der deutsche Einwanderer und Squatter Kaspar Wessel eine Niederlassung gegründet. Er war ein unternehmender, energischer Mann in schon reiferen Jahren, der mit Hilfe einiger erwachsener Söhne und Töchter, sowie mehrerer Dienstleute und Hirten seine umfangreiche Wirthschaft betrieb, besonders Viehzucht im Großen.

Sein nächster Nachbar, ein englischer Squatter Namens Skuthorpe, wohnte zwanzig englische Meilen entfernt und hatte die älteste Tochter des Deutschen zur Frau.

Im Hochsommer des heißen und trockenen Jahres 1871 besuchte eines Tages Skuthorpe seinen Schwiegervater auf einige Stunden, da er gerade auf einem Streifzuge in die Nähe von Wessel's Station gerathen war.

Der biedere Deutsche bewirthete seinen Tochtermann auf's Beste und erzählte ihm dann, daß er am nächsten Tage einen Streifzug in die Wildniß unternehmen wolle, um einige sehr werthvolle Pferde, die sich verlaufen hatten, wieder aufzusuchen. Skuthorpe schüttelte bedenklich den Kopf, konnte aber seinen Schwiegervater nicht von dem Vorhaben abbringen und mußte sich damit begnügen, ihm allerhand gute Rathschläge mit auf den Weg zu geben.

Am folgenden Morgen rüsteten der Squatter Kaspar Wessel und dessen Oberhirte Andrew Hume sich zur Reise in die unbekannte Wildniß. Hume war ein ehemaliger Sträfling, der vor vierzig Jahren schon nach Botany-Bay deportirt worden war, dort seine Strafe verbüßt hatte und nun schon seit einem halben Menschenalter als Schäfer im australischen Busch lebte. Er hatte seine im Zorn begangene Schuld schwer bereut, war ehrlich, zuverlässig und seinem Herrn ergeben, mit welchem er auch in gleichem Alter stand. Er zählte etwa sechzig Jahre und war grauköpfig wie dieser. Doch das Buschleben hatte die Kräfte Beider gestählt; sie waren Männer mit Muskeln und Sehnen wie von Eisen, mit scharfen Augen, vollkommen gesund und gewöhnt an harte Strapazen.

Mit besonderer Sorgfalt wurde die Ausrüstung beschafft. An Waffen: zwei Flinten, zwei Revolver, zwei Jagdmesser, ein Beil. An Lebensmitteln der nöthige Bedarf für vierzehn Tage. Einige Flaschen Wein und Rum, Thee, Zucker und Tabak. Endlich zwei leere lederne Wasserschläuche, welche nebst dem Proviant dem Packgaul aufgeladen wurden. Wessel ertheilte dann seinem ältesten Sohne noch einige Instruktionen und ritt, von ihm begleitet, mit Andrew Hume nach dem Ulararothal, wo einer seiner Hirten stationirt war. Dort wurde Mittag gehalten und einige Stunden gerastet. Vater und Sohn nahmen dann von einander Abschied.

Als die größte Hitze vorüber war, ritten der alte Squatter und sein Gefährte nach der noch zehn englische Meilen entfernten Quelle in der Schlucht, wo sie ihr Nachtlager hielten. Um das klare murmelnde Wasser hatte sich eine üppige Vegetation gebildet. Die Stelle glich einer lieblichen Oase in der Wüste. Zierliche Casuarinen wiegten im Lufthauch ihr feingefiedertes dunkelgrünes Laub neben Akazien, deren gelbe Blüthenbüschel angenehm dufteten.

Am nächsten Tage brachen die Pferdesucher zeitig auf, nachdem sie die Wasserschläuche sorgfältig gefüllt hatten. Sie verließen die Hügel von Ulararo und zogen durch eine dürre Ebene, wo hin und wieder einige Gumbäume wuchsen, bis an den Paroo, wo sie Abends anlangten und die Nacht über Rast hielten. Der Paroo war leider gänzlich ausgetrocknet, und so mußte also der mitgenommene Wasservorrath in Anspruch genommen werden.

Am dritten Tage wurden Pferdespuren entdeckt. Augenscheinlich hatten die flüchtigen Thiere sich hier umhergetrieben und mit den Hufen hier und da den feuchten Boden im Flußbette aufgewühlt, dann aber, nachdem sie vergeblich nach Wasser gesucht, den Paroo verlassen und sich nach westlicher Richtung gewandt. Wessel entschloß sich, ihnen zu folgen und zog mit seinem treuen Begleiter nach Westen weiter, zuerst über Sandboden, dann in den Scrub von Tongowoko, eine schreckliche, mit dichtem Dorngestrüpp bewachsene Wüste.

Hier entdeckten sie abermals die Hufspuren der verlorenen Pferde. Der Kreuz und Quere nach verfolgten sie dieselben, bis sie sich verirrten und nun schon drei Tage sich nicht mehr zu orientiren vermochten. Die Gefahr war groß. Um ihr Leben zu retten, suchten sie schleunigst die Sümpfe von Carryapundy im Norden zu erreichen; doch sie waren nicht im Stande, aus dem Scrub einen Ausweg zu finden; sie irrten im unermeßlichen Gestrüpp umher wie in einem höllischen Labyrinth. Am siebenten Tage hatte sie keinen Tropfen Trinkwasser mehr. Eines ihrer Pferde nach dem anderen brach verschmachtend zusammen. Fast sämmtliche Vorräthe mußten unter solchen Umständen verloren gegeben werden.

Endlich konnten die Beiden nicht weiter; völlig erschöpft legten sie sich verzweiflungsvoll auf den Erdboden, hofften sie doch nicht länger auf ein glückliches Entkommen aus dem fürchterlichen Dorngestrüpp.

Da hörten sie ein Geräusch von flatternden Vögeln, die aus dem Dorngestrüpp aufflogen.

„Es sind Wongatauben," murmelte Hume. „Wo die hinfliegen, muß Wasser sein."

„Die Tauben flattern nach Westen," sagte

Wessel. „Auf, Hume! Es muß Wasser in der Nähe sein. Noch eine letzte Anstrengung!"

Und sie wanderten weiter nach Westen zu, etwa eine halbe Stunde lang. Da sahen sie einen ungeheuren Schwarm von Aaskrähen an einer Stelle, wo vier Pferdeskelette beieinander lagen.

„Das sind die Ueberreste meiner vier Pferde, daran ist nicht zu zweifeln," meinte Wessel. „Unsere Streiferei hätte also in keinem Falle einen Nutzen gehabt."

„Herr!" stöhnte Hume, „diese Pferde sind nicht der Hitze und dem Durste erlegen, sie sind von den Wilden getödtet worden. Entdecken die Wilden uns, so werden sie uns mit ihren Keulen erschlagen, da wir schwach und wehrlos sind . . ."

„Nun, wir sind in einer so schrecklichen Lage, daß ein Keulenschlag auf den Kopf uns als eine Erlösung erscheinen muß. Denn langsam und peinvoll zu verschmachten, ist noch fürchterlicher."

Nur noch einige hundert Schritte schleppten sie sich weiter. Dann aber sank Wessel nieder. Er war völlig erschöpft und versank in den Zustand von Apathie, dem gewöhnlich bald der Tod folgt. Er schlief nicht und träumte doch dumpf und schwer. Sein Gehirn war umflort wie von einem leuchtenden Nebel. Und eine irre Phantasie versetzte ihn wie im Traume geisterhaft zurück in die Kinderzeit. Er sah sich als kleinen Knaben in der Schule seines hannover'schen Heimathsdorfes neben achtzig anderen Kindern und glaubte zu hören, wie er selbst mit dem ganzen Schwarm den wohlbekannten Choral sang: „Wer nur den lieben Gott läßt walten." Hume kauerte neben ihm, resignirt das Ende erwartend.

Da wurde der Träumende aus seinen Phantasien jählings aufgeschreckt. Der ehemalige Sträfling war in höchster Erregung aufgesprungen und schrie: „Herr! Herr! Nahebei sind Menschen, die singen einen Psalm!"

„Ha! Ihr habt das auch gehört? Es war also kein Traum, sondern Wirklichkeit?" rief Wessel, auffahrend. Deutlich hörte er jetzt den Gesang heller, schriller Kinderstimmen, die den deutschen Choral sangen hier in der australischen Wildniß. Deutlich klang es zu ihnen herüber:

„Wer nur den lieben Gott läßt walten
Und hoffet auf ihn allezeit,
Den wird er wunderbar erhalten
In aller Noth und Traurigkeit.
Wer Gott, dem Allerhöchsten traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut."

Von neuer Hoffnung erfüllt, aber noch immer ihren Ohren nicht trauend, versuchten die beiden Verirrten sich in der Richtung fortzuschleppen, aus welcher der seltsame Gesang kam.

„Kinder sind's, nach den Stimmen zu urtheilen," sagte Wessel.

„Ja, aber —"

„Ich begreife es auch nicht, Hume. Einen deutschen Choral in der unerforschten australischen Wüste, Hunderte von Meilen von der nächsten bekannten Ansiedelung, es ist unerklärlich!"

Im Westen ging eben die Sonne blutigroth unter und färbte den Himmel bis zum Zenith mit dem glanzvollsten Purpur. Ein erfrischender kühler Wind hatte sich erhoben.

Nach einem beschwerlichen Zickzackmarsch von zehn Minuten durch das Gestrüpp sahen die zwei zum Tode erschöpften Wanderer in eine Thalmulde hinab, jenseit welcher grünes, grasbewachsenes Hügelland anstieg.

In dieser Bodenvertiefung glich ein Erdfleck der Oase an der Quelle im Ularathal, nur sah die üppige Vegetation fremdartiger aus. Der Squatter, dort eine Quelle vermuthend, drang mit seinem Gefährten durch eine Gruppe von Casuarinen und anderen Bäumen. Da bot sich ihren Augen ein ebenso erquickender wie seltsamer Anblick.

Etwa dreißig nackte schwarze Kinder von Eingeborenen saßen um eine klare Quelle herum. Und zum dritten Male stimmten sie unverdrossen die erste Strophe des deutschen Chorals an, deren wiederholter Vortrag ihnen außerordentliches Vergnügen zu machen schien. Aber die Verschmachteten ließen sich nicht Zeit, das Bild ordentlich zu überschauen sondern stürzten Beide auf das klare Wasser zu, warfen sich dabei nieder und schlürften in langen, gierigen Zügen das köstliche Labsal, während die kleinen schwarzen Choralsänger schreiend, kreischend, heulend nach allen Richtungen auseinander stoben.

Als die Verirrten ihren Durst gestillt hatten, fühlten sie sich wie zu neuem Leben erweckt.

„Vorläufig sind wir gerettet," bemerkte Hume.

„Ja," sagte Wessel; „aber jeden Augenblick können hundert Wilde aus dem Busch hervorstürzen, um uns zu erschlagen."

Ein kleiner schwarzer Bube wurde zwischen den Casuarinen sichtbar, furchtsam sich in respektvoller Entfernung haltend und bereit, jeden Augenblick davon zu springen.

„Komm' her, mein Sohn!" sagte freundlich der Squatter in deutscher Sprache. „Fürchte Dich nicht! Wir sind gute Leute."

Der Kleine kam etwas näher.

„Du kannst Deutsch verstehen?"

„Ja."

„Und deutsche Lieder singen? Von wem hast Du dies gelernt?"

„Vom Vater Weißbart."

„Wer ist das?"

„Da kommt er ja!"

Man vernahm das Durcheinanderschreien vieler Kinder und dazwischen die zurechtweisende ernste, tiefe Stimme eines alten Mannes und gleich darauf kam unter den Casuarinen ein lahmer und gichtgekrümmter Greis mit langem weißen Haupthaar und Bart zum Vorschein. Gestützt auf einen Stab, wankte er mühsam vorwärts.

„Seid ihr Deutsche?" fragte er näherkommend.

„Ich bin ein Deutscher," versetzte Wessel, worauf der Greis in die Worte ausbrach:

„Gott sei gedankt, so treffe ich vor meinem Tode doch noch einen Landsmann, dem ich mein Schicksal anvertrauen kann. Ich bin nämlich der Schiffskapitän Classen aus Hamburg, der Reisegefährte Ludwig Leichhardt's, und lebe nun seit dreiundzwanzig Jahren hier unter den Wilden."

„Und Eure Gefährten? Was ist aus ihnen geworden?" fragte Wessel erstaunt.

„Nur ich allein kam mit dem Leben davon. Die Anderen sind theils von den Wilden erschlagen worden, theils verschmachtet. Doktor Leichhardt verschied in meinen Armen; ich bewahre noch seine Bibel, sein Tagebuch, seinen Kompaß, sein Fernrohr und sonstige Sachen. Mein Leben wurde nur geschont, weil die Schwarzen mich für einen Zauberer hielten. Auch noch aus anderen Gründen. Als die Expedition verunglückte, geriethen ihnen viele nützliche Gegenstände in die Hände, deren Gebrauch sie von mir lernen konnten."

„Und die Wilden haben von Euch Deutsch gelernt?"

„Nur die Kinder, die mir sehr anhänglich sind. Um meine Muttersprache nicht zu vergessen, habe ich den kleinen Schwarzen Unterricht ertheilt. Sie sprechen geläufig deutsch und singen einzelne Choralverse ganz hübsch.*) Wenn aber die Kleinen heranwachsen, so werden sie leider ebenso wild, wie ihre Eltern. Es ist ein grausamer, blutdürstiger Stamm, bei dem ich lebe."

„Wo sind denn nun die Männer und Weiber desselben?"

„Eine Abtheilung ist nach dem Gebirge weit dahinten gezogen und nach einem fernen See tief im Innern, um Kängurus, Kasuare und schwarze Schwäne zu jagen. Eine andere Abtheilung, wobei die meisten Frauen, ist nach dem Norden gewandert, um die eßbaren und jetzt reifen Samenkörner aus den Zapfen der Bunyafichten zu sammeln. Die kleineren Kinder sind unter meiner Aufsicht zurückgeblieben. Nach vier oder fünf Tagen wird der ganze Stamm hier wieder zusammenkommen. Wenn die Wilden euch hier finden, werdet ihr zuverlässig getödtet werden, wie dies schon mehreren weißen Buschläufern geschah, weil meine Gefangenwärter nicht wollten, daß dieselben mich entdecken sollten. Ich verhehle euch nicht, daß ihr in ernster Gefahr seid. Was suchtet ihr hier?"

Wessel erzählte die Veranlassung.

„Eure vier Pferde habe ich gesehen," sagte Classen. „Ganz entkräftet sind die Thiere den Wilden in die Hände gefallen und von ihnen geschlachtet worden."

Auf Befehl des Greises holten die Kinder sodann Dörrfleisch, Vogeleier und eßbare Wurzeln. Ein Lagerfeuer wurde angezündet. Wessel erzählte dem neugierigen Hume in Kürze die merkwürdigen Mittheilungen des ehemaligen Hamburger Schiffskapitäns und dann redete er wieder viel und lange in der lieben deutschen Muttersprache mit Classen und berichtete ihm in flüchtigen Umrissen die großen Ereignisse der Weltgeschichte seit 1848.

Spät war's, als die beiden Verirrten sich niederlegten, um zu ruhen nach so furchtbaren Strapazen und Leiden, und als sie am anderen Morgen erwachten, waren sie wieder ziemlich rüstig.

„Kommt mit mir!" sagte der seltsame Greis. „Ich will euch den Nachlaß Leichhardt's zeigen."

Und er führte sie mühsam einherschreitend auf den Hügel, wo er ein mit Steinen bedecktes Versteck öffnete. Diesem entnahm er einen Kompaß, eine Uhr, ein Fernrohr, Thermometer und sonstige Apparate. Außerdem als das Wichtigste zwei umfangreiche, geschriebene Tagebücher, eines von Classen selbst, das andere von Leichhardt verfaßt.

„Wenn ihr glücklich nach den Ansiedelungen gelangt, was ich von Herzen wünschen will," sagte er, „so verkündet den Leuten, daß dieser Schatz hier zu heben ist. Die Tagebücher enthalten die wichtigsten Nachrichten über das unbekannte Innere Australiens. Man möge eine Expedition ausrüsten und mich abholen. Euch begleiten kann ich leider nicht, denn ich kann nicht tausend Schritte gehen, ohne umzusinken. Ich muß gefahren werden, oder man muß mich tragen."

„Wollt Ihr mir diese kostbaren Schriften nicht anvertrauen?"

„Damit dürft ihr euch nicht belasten. Auch ist euer Schicksal zweifelhaft. Geht ihr in der Wüste zu Grunde, so würden die Tagebücher ganz verloren sein. Hier sind sie sicher aufbewahrt, geschützt durch die abergläubische Scheu der Wilden. Einige Lebensmittel und Wasser in Kalabassen kann ich euch mitgeben. Und nun kommt, ich will euch den besten Weg aus dem Scrub zeigen."

„Das schwöre ich Euch, unglücklicher Mann," sagte Wessel mit tiefer Rührung, „wenn ich selbst das Leben behalte, so will ich Alles aufbieten, um Euch aus Eurem Elend zu erlösen."

„Gottes Wille geschehe!" sprach Classen feierlich. „Muß ich hier sterben, so bin ich

*) Es ist Thatsache, daß die Kinder des Stammes, bei welchem Classen verweilte, von ihm deutsch sprechen und deutsche Lieder singen lernten.

bereit. In der Bibel meines seligen Freundes Leichhardt habe ich guten Trost gefunden in meinen Leiden in dieser Wildniß."

* * *

Als nach einer Abwesenheit von achtzehn Tagen Wessel und dessen Gefährte Hume noch nicht nach der Niederlassung zurückgekehrt waren, da wurden die Angehörigen des Squatters sehr besorgt um sein Schicksal. Seine Söhne und sein Eidam Skuthorpe streiften gut beritten in die Wüste hinaus, Umschau nach den Ausbleibenden zu halten.

Drei Tage später wurden die Unglücklichen gefunden, nur wenige Meilen von der Ulararoquelle, wohin sie nicht mehr sich hatten schleppen können. Wessel war todt, verschmachtet, Hume gab noch Lebenszeichen von sich. Man flößte ihm Wasser und Wein ein und brachte ihn nach der Niederlassung. Längere Zeit lag er im hitzigen Fieber, bis er sich erholte und seine seltsamen Abenteuer berichten konnte.

Die erstaunliche Nachricht, daß ein Gefährte Leichhardt's, der Schiffskapitän Classen aus Hamburg, angeblich noch am Leben sei und sich seit vielen Jahren bei einem Wildenstamm im tiefsten Inneren aufhalte, wurde nun weiter bekannt und erregte gewaltiges Aufsehen. Es gab freilich auch Ungläubige genug, die Andrew Hume für einen Lügner und Schwindler hielten.

Im Jahre 1874 endlich rüstete man eine Expedition aus, um den unglücklichen Classen aufzusuchen. Dieselbe war erfolglos.

Erst 1880, als außergewöhnlich viel Regen gefallen war, gelang es dem Squatter Skuthorpe, so weit nach Westen vorzudringen und den gefährlichen Scrub zu passiren. Er fand das Versteck Classen's und nahm die Tagebücher und sonstigen Gegenstände an sich.*) Von einem jungen deutsch sprechenden Eingeborenen, den er durch Geschenke zutraulich machte, brachte er in Erfahrung, daß Classen 1877 gestorben sei, nachdem er neunundzwanzig Jahre unter den Wilden gelebt hatte.

*) S. Vierteljahrsberichte für Geographie ꝛc. 1885.

Die Tagebücher Leichhardt's und Classen's, sowie die anderen Reliquien der unglücklichen Expedition von 1848 überlieferte Skuthorpe der Regierung von Neusüdwales. Selbige zahlte ihm dafür eine Belohnung von 6000 Pfund Sterling. So berichteten wenigstens die Zeitungen von Sydney.

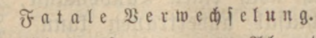
Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Klugheit des Fuchses. — In England trug sich einst ein Vorfall zu, der in den Annalen der Jägerei merkwürdig ist und bleiben wird. Eine Jagdgesellschaft hatte in Totteridge einen Fuchs aufgejagt. Da sie immer dicht hinter ihm her waren, so nahm er seinen Weg gegen Highgate und gewann das Feld linker Hand von diesem Dorfe. Von da bog er auf die Londoner Straße zu, wo er, die Hunde und Jäger im Auge behaltend, unter eine eben nach London marschierende Herde Schweine lief und ruhig in ihrer Mitte forttrabte. Die Jagdhunde strichen an der Herde vorbei, ohne Wind von ihm zu bekommen. Die Jäger fragten den Schweinetreiber, ob er nicht einen Fuchs über die Straße habe laufen sehen, und gegen ein gutes Trinkgeld versprach dieser, ihnen Monsieur Reineke zu zeigen. Als er es empfangen, gab er ihnen einen Wink und zu ihrem größtem Erstaunen mußten sie sehen, wie das schlaue Thier ganz gemächlich unter den borstigen Vierfüßlern fortspazierte. Diese in der That staunenswerthe Klugheit imponirte sogar den leidenschaftlichen Fuchsjägern so sehr, daß sie von ihrem ausersehenen Opfer abließen und heimritten. C. T.

Humoristisches.





Fatale Verwechselung.

Herr Gott, alter Junge, sehen wir uns einmal wieder! Wie geht's denn? — Ach, entschuldigen Sie vielmals, es war nur eine Verwechselung!

Edelmuth. — Papst Pius IX. hatte erfahren, daß ein Gutsbesitzer mit Hintansetzung seiner Familie sein nicht unbeträchtliches Vermögen demjenigen Geistlichen vermacht habe, der zufällig an einem bestimmten Tage in einer bestimmten Kirche die erste Messe lesen würde. Er fand sich früh am Morgen selbst in jener Kirche ein, verrichtete in eigener Person den Meßdienst und überwies dann das ihm nun laut Testament zukommende Vermögen den natürlichen Erben. D.

Ein Theaterzettel aus dem Jahre 1734, der als Kuriosum im städtischen Museum zu Braunschweig aufbewahrt wird, enthält wörtlich folgende Schlußklausel: „Zur Bekwemlichkeit des Bublikumß ist angeordnet, daß die erste Reihe sich hinlegt, die zwende Reihe knieth, die drüdte sützt, die vührte steht; so könnens Alle sehen. Das Lachen is Verbothen, weils ein Drauerspiel ißt." E. K.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 31.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 29: Willst Du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an.

Räthsel.

Es liebt von allen guten Gaben
Wohl Jeder mich mit o zu haben.
Mit e liebt Mancher, mich zu üben,
Was aber immer zum Betrüben.
Wohl ist, werd' ich mit e geübt,
Dies Manchem manchmal sehr willkommen;
Doch, daß geliebt ward, wer mich übt,
Hat noch kein Einziger vernommen. [Adolf Nagel.]

Auflösung folgt in Nr. 31.

Kapsel-Räthsel.

So lang ein Spiel Du darin schaust,
War es mir manches Mädchen;
Doch unter Eva's Töchtern all'
In meinem Heimathsstädtchen
Da kann es mir nun eine sein,
Mischt sich statt Spiel ein Mahl hinein

Auflösung folgt in Nr. 31. Emil Noot.

Auflösung der Charade in Nr. 29: Haushalt.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.